

Andrea Strutz

Geteilte Leben

Erinnerungen jüdischer Vertriebener in den USA an NS-Verfolgung, Krieg und Österreich

Wer läutet draussen an der Tür?

„Wer läutet draußen an der Tür,
kaum dass es sich erhellt?
Ich geh schon, Schatz. Der Bub hat nur
die Semmeln hingestellt.

Wer läutet draußen an der Tür?
Bleib nur; ich geh mein Kind.
Es war ein Mann; der fragte an
beim Nachbar, wer wir sind.

Wer läutet draußen an der Tür?
Lass, Schatz, die Wanne voll.
Die Post war da; der Brief ist nicht
dabei, der kommen soll.

Wer läutet draußen an der Tür?
Leg du die Betten aus.
Der Hausbesorger war's; wir soll'n
am Ersten aus dem Haus.

Wer läutet draußen an der Tür?
Die Fuchsien blüh'n so nah.
Pack, Liebste, mir mein Waschzeug ein
Und wein' nicht, sie sind da.“¹

Die österreichischen Jüdinnen und Juden, die größte Gruppe der NS-Opfer, wurden „öffentlich verdrängt und höchstens als beklagenswerte Tote erwähnt. Überlebende

¹ Theodor Kramer, Verbannt aus Österreich (London 1943).

Juden hatten keinen Platz im öffentlichen Diskurs² und somit auch nicht in der gesellschaftlichen Erinnerung.³ Die nachfolgende Abhandlung beschäftigt sich mit dem Bereich des „kommunikativen Gedächtnisses“⁴, das nach den Bestimmungen von Jan Assmann den Gegenstandsbereich der Oral History beschreibt und einen Zeithorizont von drei bis vier Generationen umfasst.⁵ Im Fokus des Forschungsprojekts *Emigration. Austria – New York* standen individuelle Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen österreichisch-jüdischer EmigrantInnen in den USA, die mittels Videointerviews erfasst und dokumentiert wurden. Video History, als eine Erweiterung der Oral History durch bewegte Bilder, besitzt den Vorteil einer Formattreue, d.h. die Verarbeitung der produzierten Quellen und der wissenschaftliche Output kann ebenfalls im Videoformat erfolgen.⁶ Diese Arbeitsweise ruft in der Geschichtswissenschaft eine, wenn auch zunehmend geringer werdende, Skepsis hervor, denn dem Verlassen der Schriftlichkeit bei der Wahl einer audiovisuellen Vermittlung von Forschung wird der Vorwurf einer unwissenschaftlichen, also nicht analytischen Zugangsweise, gemacht. Dieser Vorwurf ist zu entkräften, da die Wissenschaftlichkeit des Zugangs sich in den Fragestellungen, der Recherche und in der methodischen Befragung der – in diesem speziellen Fall forschungsproduzierten audiovisuellen – (biografischen) Quelle manifestiert.⁷ Die Geschichtswissenschaft (v.a. die Bereiche Neuere Geschichte und Zeitgeschichte) erlebt, forciert vom kulturwissenschaftlich geprägten Ansatz der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung, seit mehreren Jahren einen „visual turn“. Damit wird ermöglicht, historische Prozesse auch in ihrer Medialität zu erforschen und zu erfassen, womit eine Weiter-

2 Brigitte Bailer, *Wiedergutmachung kein Thema* (Wien 1993) 24.

3 So wurden Denkmäler für ermordete und vertriebene Juden in Österreich oftmals erst spät im 20. Jahrhunderts errichtet, z.B. das Holocaust-Denkmal in Wien im Jahr 2000.

4 Vgl. Jan Assmann, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988, 10.

5 Das Thema Erinnerung und Gedächtnis boomt in den Kulturwissenschaften und die dazu erschienene wissenschaftliche Literatur ist beinahe unüberschaubar; zum Bereich des kommunikativen Gedächtnisses vgl. u.a. auch Harald Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung* (München 2002).

6 Vgl. dazu ausführlich Albert Lichtblau, *Audiovisuelle Geschichte? Der „Video History“-Lehrgang an der Universität Salzburg*. In: *zeitgeschichte.at*, 4. österreichischer Zeitgeschichtetag '99 hg. v. Manfred Lechner, Dietmar Seiler (Innsbruck, Wien, München 1999) 241–249.

7 Vgl. Lichtblau, *Audiovisuelle Geschichte*, 246; Rainer Rother, *Film und Geschichtsschreibung*. In: Hans-Michael Bock, Wolfgang Jacobsen (Hg.), *Recherche: Film. Quellen und Methoden der Filmforschung* (München 1997) 242–246. Die Umsetzung von Erkenntnissen der historischen Forschung in das Medium Video, in welchem für den Transport von Erkenntnissen Bild- und Tonebene(n) zur Verfügung stehen, folgt wesentlich anderen Gestaltungskriterien; jene der traditionellen schriftlichen wissenschaftlichen Analyse sind nicht anwendbar.

entwicklung der überwiegend textorientierten Methode der Quellenprüfung notwendig wird.⁸

EMIGRATION. AUSTRIA – NEW YORK

Das Video Projekt *Emigration. Austria – New York* verfolgte das Ziel, (Lebens-)Erfahrungen, Erinnerungen und Stimmungsbilder jüdischer Vertriebener, die Österreich 1938/39 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten verlassen und in die USA emigrieren mussten, aufzuzeichnen und wissenschaftlich auszuwerten. Für die Realisierung dieses Vorhabens wurden Interviews mit ehemaligen ÖsterreicherInnen in New York geführt. Diese Gespräche wurden in audiovisueller Form aufgezeichnet, da die Absicht bestand, die Interviews primär in medialer Form weiter zu verarbeiten (Video History).⁹ Entscheidend für die Realisierung des Video History Projekts *Emigration. Austria – New York*, das von Manfred Lechner und der Verfasserin in den Jahren 1996 und 1997 durchgeführt wurde, war die Herstellung von Kontakten mit österreichisch-jüdischen EmigrantInnen, die bereit waren, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Dies war schon in der Mitte der 1990er Jahre – mehr als 50 Jahre nach ihrer Vertreibung aus Österreich – ein schwieriges Unterfangen. Mit Unterstützung des *Austrian Cultural Institute* in New York wurden 60 ehemalige ÖsterreicherInnen kontaktiert, und rund die Hälfte der angeschriebenen Personen bekundete Interesse am Projekt. Letztendlich waren aus dieser Gruppe 23 Personen bereit, uns für Interviews vor der Videokamera zur Verfügung zu stehen. Die Einschränkung der InterviewpartnerInnen auf die Stadt New York City erfolgte aus projektlogischen Gründen. Zum einen verfügte New York über eine große Gemeinde von Überlebenden der Shoah, zum anderen sprachen video-technische und finanzielle Gründe für die Durchführung der Interviews an einem einzigen Ort. Die Video-Interviews mit den ehemaligen ÖsterreicherInnen wurden während eines zweimonatigen Forschungsaufenthalts im Jahr 1996 in New York durchgeführt.

8 Vgl. Gerhard Paul, Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung. In: Ders. (Hg.), *Visual History. Ein Studienbuch* (Göttingen 2006) 11–18.

9 An mehreren österreichischen und deutschen Universitäten werden Fertigkeiten für die Umsetzung von praktischen und theoretischen Film- bzw. Videoarbeiten an Studierende vermittelt. An der Universität Salzburg im Fachbereich Geschichte in Kooperation mit dem Fachbereich Kommunikationswissenschaften (Albert Lichtblau, Alois Pluschkowitz) und am Institut für Geschichte der Universität Graz (Andrea Strutz) werden seit den 1990er Jahren regelmäßig Lehrveranstaltungen zur *Video History* im Rahmen des Curriculums Geschichte angeboten. Am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien wurde vor kurzer Zeit ein Schwerpunkt visuelle Zeit- und Kulturgeschichte (Frank Stern) geschaffen, und an der Humboldt Universität zu Berlin bietet Christina von Braun Videoseminare in der Ausbildung von KulturwissenschaftlerInnen an.

Das Projektteam wurde von den GesprächspartnerInnen in New York überaus herzlich aufgenommen. Ausschlaggebend für die Bereitschaft, am Projekt *Emigration. Austria – New York* überhaupt mitzuwirken, war – wie mehrmals betont wurde – das ihrem Schicksal entgegengebrachte Interesse einer Generation von ÖsterreicherInnen, die ganz eindeutig nicht der Kriegsgeneration angehörte.

Obgleich die traumatische Erfahrung der Vertreibung ein zentrales Thema in der Entwicklung des Projekts war, sollten die Interviews nicht auf diese Phase im Leben der GesprächspartnerInnen reduziert werden.¹⁰ Der Fragenkatalog (Leitfaden) umfasste deshalb Aspekte ihres Lebens sowohl in Österreich als auch in den USA. So wurden Fragen nach dem Leben in Österreich bzw. im Wien der Zwischenkriegszeit gestellt. Dabei waren Erinnerungen an die Schul- und Studienzeit, Erfahrungen mit Antisemitismus und die Bedeutung der jüdischen Religion bzw. Tradition beim Aufwachsen von besonderem Interesse. Weitere Aspekte waren die Veränderungen der persönlichen Lebensbedingungen in Österreich nach dem „Anschluss“, die Reaktionen der Familie und der FreundInnen darauf sowie die Umstände ihrer – zum Teil sehr dramatischen – Flucht. Ferner war das Projektteam an den Erfahrungen beim Neubeginn in einer fremden Kultur (mit einer fremden Sprache) interessiert; zudem wurden Fragen gestellt über Erwartungen und Erfahrungen in der Emigration hinsichtlich einer „Wiedergutmachung“ durch die Republik Österreich, sowie zu ihrem heutigen Verhältnis zu Österreich bzw. zu den Images, Bildern und Erinnerungen, die sie mit ihrer ehemaligen Heimat verbinden.¹¹ Den InterviewpartnerInnen wurde es freigestellt, in welcher Sprache sie das Interview geben wollten. Alle bis auf eine Person entschieden sich dafür, das Gespräch mit uns auf Deutsch zu führen, und zwar auch diejenigen, die diese Sprache über viele Jahre hinweg nur sehr wenig im Alltag verwendet hatten.

Im Zuge der Projektumsetzung entstanden rund 40 Stunden Videointerviews, die nach Transkription und Sichtung des Rohmaterials in eine Videodokumentation ver-

10 Werden Holocaustüberlebende nur um eine Erzählung der Verfolgung gebeten, so wird ihre Position auf das „Überlebthaben“ zementiert, während eine Aufforderung zur Erzählung ihrer *gesamten* Lebensgeschichte auch eine integrative und heilende Wirkung haben kann; vgl. Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen* (Frankfurt am Main 1995) 183.

11 In den Gesprächen wurde ein Interesse der nachgeborenen Generationen, v.a. der Enkelkinder an der ehemaligen Heimat der Vertriebenen sichtbar. Das Nachfolgeprojekt *Erinnerungen aus der Ferne. Zum österreichischen Gedächtnis österreichischer EmigrantInnen bis zur dritten Generation in den USA* (2000–2003) beschäftigte sich daher mit generationsspezifischen Österreich-Bildern in Familien jüdischer Vertriebener. Vgl. Manfred Lechner, Andrea Strutz, „Unfortunately the Apfelstrudel died with my fathers mother“. Fragmente generationsübergreifender Erinnerungen. In: Christian Gerbel et al., *Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung. Zur „Gedächtnisgeschichte“ der Zweiten Republik* (Kultur. Wissenschaften 9, Wien 2005) 218–244.

arbeitet wurden. Diese trägt den Titel *continental divide. geteilte leben* (47 min, S-VHS, 1997). Dieser Titel der Videodokumentation wurde durch die (Ein-)Teilung einer Fotoschachtel einer Gesprächspartnerin inspiriert. Susan Bronner zeigte uns nach dem Interview eine Schachtel, in der sie ihre Fotografien aufbewahrte. In der Mitte dieser Box war ein Trennkarton mit der Beschriftung „continental divide“ eingelegt, der die gesammelten Fotografien nach Entstehungszeit – also in die Aufnahmen aus Österreich vor der Flucht und in die vom Leben danach in den USA – unterteilte. Die Videodokumentation versucht die entscheidenden Wendungen im Leben der GesprächspartnerInnen, ihre Erfahrungen, ihre Emotionen und vor allem ihre Erinnerungen an Österreich (erzählt mit ihren Stimmen) einzufangen. In den sehr persönlichen Schilderungen treten differenzierte Nuancen der Erfahrungen und Erinnerungen zu Tage, und obwohl es sich um jeweils ganz individuelle Lebens- bzw. Familiengeschichten handelt, lassen sich dennoch Muster der individuellen Bewertung und Verarbeitung des Erlebten (und des Traumas der Vertreibung und Entwurzelung) bzw. in den Narrativen herausarbeiten.¹² Im nachfolgenden Teil werden biografische und soziologische Daten der GesprächspartnerInnen skizziert, danach werden Erinnerungen und Narrative mit Fokus auf die zuvor skizzierten Leitlinien der Fragestellungen aufgezeigt.

BIOGRAFISCHE INFORMATIONEN ÜBER DIE GESPRÄCHSPARTNERINNEN

Die Biografien der InterviewpartnerInnen wurden primär im Laufe der Gespräche erfasst. Auch die soziologischen Informationen über die Vertriebenen, über ihre Herkunft bzw. ihren familiären Hintergrund wurden während der Interviews erhoben. Auf eine standardisierte Erhebung durch einen Fragebogen wurde verzichtet, denn dafür war die Gruppe zahlenmäßig zu klein, zudem war ursprünglich nicht daran gedacht, diese Daten zu quantifizieren. Jedoch bestand die Absicht, möglichst viele biografische und soziologische Daten in den Gesprächen zu erheben, um diese gegebenenfalls in die Analyse der Erfahrungen und Erinnerungen miteinbeziehen zu können. In diesem Zusammenhang wird auf Untersuchungsergebnisse von Albert Lichtblau über die Fragebogenaktion der Austrian Heritage Collection (AHC) am Leo Baeck Institute New York verwiesen, die (zum Teil quantifizierbare) Einblicke in das Leben und in die Erfahrungen von österreichisch-jüdischen EmigrantInnen in den USA vor ihrer Vertreibung aus Österreich (z.B. Antisemitismus, Religionsaus-

12 Vgl. Andrea Strutz und Manfred Lechner, Drehbuch „continental divide. geteilte leben“. In: Abteilung Zeitgeschichte (Hg.): *multiple choice. Studien, Skizzen und Reflexionen zur Zeitgeschichte*. Graz 1998, 155–181; für Filmausschnitte siehe: <<http://www-gewi.kfunigraz.ac.at/zg/cd/cd1.htm>>.

übung) bietet.¹³ Allerdings verfolgte auch die Fragebogenaktion der AHC primär das Interesse, „konkrete Erinnerungen zu sammeln“,¹⁴ und daher wurde weniger Wert auf quantifizierbare Antworten gelegt.

Die Gruppe der GesprächspartnerInnen im Video Projekt *Emigration. Austria – New York* bestand aus sieben Frauen und sechzehn Männern. Diese Geschlechterverteilung ist ein wenig ungewöhnlich, da man aufgrund der höheren Lebenserwartung von Frauen eine größere Zahl an weiblichen TeilnehmerInnen erwarten würde.¹⁵ Allerdings überwog schon in der Adressenliste des *Austrian Cultural Institute New York* die Anzahl der Männer mit einem Anteil von 56 Prozent. Dazu kommt, dass sich offensichtlich mehr Männer dazu entschließen konnten, vor der Kamera Auskunft über ihr Leben zu geben. Einige der am Projekt interessierten Personen, darunter mehrere Frauen, entschlossen sich nach einer Bedenkzeit aufgrund einer gewissen – und verständlichen – Scheu vor der Kamera nämlich dazu, doch kein Interview zu geben. Hierzu wird angemerkt, dass mehrere Personen schon Erfahrungen mit Interviews hatten, da einige – aufgrund ihres Bekanntheitsgrades – bereits einmal oder mehrmals interviewt worden waren.¹⁶ Für knapp die Hälfte der TeilnehmerInnen war es hingegen das erste Mal, dass sie von HistorikerInnen aus der ehemaligen Heimat befragt wurden, und ihnen ihre Lebensgeschichte erzählten.

Zum Zeitpunkt der Interviews im Jahr 1996 waren die GesprächspartnerInnen zwischen 72 und 98 Jahre alt. Der überwiegende Teil von ihnen (19 Personen) wurde in Wien geboren, vier Personen nannten Salzburg, Oderberg (tschech. Bohumín) in der Tschechoslowakei, Czernowitz (Bukowina) bzw. Hannover als Geburtsorte. Die InterviewpartnerInnen wuchsen – abgesehen von kurzen Unterbrechungen – in Wien auf, wo sie auch ihre Schulausbildung absolvierten.¹⁷ Die dargestellten Erinnerungen

13 The Austrian Heritage Collection, a program whose specific goal is to document the history of Austrian-Jewish emigres who fled to the USA during the Nazi years, has been centered at the Leo Baeck Institute since 1996, (12. Oktober 2007, <http://www.lbi.org/ahc.html>).

14 Vgl. dazu Albert Lichtblau, Erfahrungen, Erinnerungen, Bewertungen. Österreichisch-jüdische Emigranten in den USA: Ergebnisse der Austrian Heritage Collection-Fragbogenaktion. In: eForum zeitgeschichte 2/3 2002 (Dezember 2002 / Jänner 2003) 1–21 (12. Oktober 2007, <http://www.eforum-zeitgeschichte.at>).

15 Ebd. 2. Aus der Untersuchung der Fragebögen von Lichtblau geht hervor, dass an der Fragebogenaktion der AHC Männer zu 47% und Frauen zu 53% teilgenommen hatten.

16 Vgl. u.a. Elfi Hartenstein, Heimat wider Willen. Emigranten in New York, Begegnungen (Berg am See 1991).

17 Drei der GesprächspartnerInnen verbrachten ihre ersten Lebensjahre aufgrund der beruflichen Tätigkeiten der Väter in Italien, Deutschland bzw. in Tschechoslowakei und übersiedelten als Kleinkinder nach Wien. In drei Fällen absolvierten die GesprächspartnerInnen einen Teil ihrer Schulausbildung (das waren zumeist ein- bis zwei Jahre) temporär in Hannover, Brünn und Berlin.

und Erfahrungen über das Leben in Österreich beziehen sich vornehmlich auf die 1920er und 1930er Jahre, also auf jenen Zeitraum, in dem die TeilnehmerInnen ihre Ausbildung absolvierten oder erste Berufserfahrungen in Österreich machten. Die GesprächspartnerInnen entstammten durchwegs jüdischen Wiener Familien der Mittelschicht, in denen die Verbundenheit mit dem Judentum, der jüdischen Religion und Tradition stark divergierte. Bei rund einem Drittel von ihnen handelte es sich um die erste Generation der Familie, die in Wien geboren worden war. Ihre Eltern (bzw. ein Elternteil), die um die Jahrhundertwende bis nach Ende des Ersten Weltkrieges zumeist aufgrund von Heirat, manchmal aufgrund von bereits in Wien lebenden Verwandten oder wegen besserer Arbeitsmöglichkeiten nach Wien zugezogen waren, kamen aus Gebieten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie; genannt wurden Tschechoslowakei (v.a. Brünn und Prag), Polen, Galizien und Ungarn.¹⁸ Bei den übrigen GesprächspartnerInnen war die Familie schon seit Generationen in Wien ansässig. Sie wohnten überwiegend im I. (Innere Stadt), im II. (Leopoldstadt), im IX. (Alsergrund) und XIII. (Hietzing) Wiener Bezirk, das entspricht im Wesentlichen auch jenen Bezirken – mit Ausnahme des XIII. –, in denen 1934 „mehr als die Hälfte aller österreichischen Juden lebte“.¹⁹ Laut ihren Angaben waren die Väter der Vertriebenen von ihrer Profession zu gut einem Drittel Händler, Kauffleute oder Fabrikanten (die Streuung reicht vom kleinen Händler von Rohleder und Schwämmen, über Holzkohlen, Sportwaren oder Antiquitätenhandel bis hin zum international tätigen Fabrikanten für Wirkwaren), wobei manche der Firmen und Geschäfte auch außerhalb Wiens (z.B. in Brünn) angesiedelt waren. Als weitere Professionen der Väter wurden Arzt, Architekt, Opersänger oder Schiffahrtskapitän angeführt. Von der sozialen Schichtung sind die Herkunftsfamilien mehrheitlich einer bürgerlich geprägten Mittelschicht zuzurechnen, wenigstens drei GesprächspartnerInnen entstammten Familien, die aufgrund ihrer Einkommenssituation und ihres gesellschaftlichen Rangs zur Wiener Oberschicht zählten, und nur eine Interviewpartnerin entstammte laut ihren Angaben einer einkommenschwachen Familie aus der Unterschicht.²⁰ Auf die Frage nach der politischen Ausrichtung der Familie antwortete die überwiegende Mehrheit, dass sie bzw. ihre Eltern sozialdemokratisch orientiert waren, in zwei Fällen wurde je ein Elternteil von der politischen Ausrichtung als „zionistisch“ beschrieben, und je ein Gesprächspartner deklarierte sich als Monarchist bzw. als Kommunist.

18 Vgl. zu Gründen und der Entwicklung des Zuzugs von Juden um die Jahrhundertwende nach Wien: Steven Beller, *Wien und die Juden 1867–1938*, Wien, Köln, Weimar, 1993 181–205; Erika Weinzierl, *The Jewish Middle Class in Vienna in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century*, Working Paper 01–1, October 2003, 3 (4. Jänner 2008, <http://www.cas.umn.edu/pdf/wp011.pdf>).

19 Lichtblau; *Erfahrungen, Erinnerungen, Bewertungen*, 3.

20 Vgl. dazu Beller, *Wien und die Juden 1867–1938*, 57.

Für einige InterviewpartnerInnen war ihre jüdische Herkunft bis zum „Anschluss“ im Alltagsleben von geringer Bedeutung. Der größere Teil der Gruppe beschrieb sich und die Herkunftsfamilie als „kulturell sehr assimilierte“ Wiener Juden. Nur einige wenige GesprächspartnerInnen betonten eine starke Bindung – und zwar vor allem der Eltern – an die jüdische Religion. Für die meisten GesprächspartnerInnen spielten die religiöse Zugehörigkeit und damit verbundene Traditionen im Alltag nur eine untergeordnete Rolle, für einige war das Judentum mehr „Kulturschatz“ als Religion. Die Religionsausübung war häufig auf die hohen Festtage (v.a. Jom Kippur, jüdisches Neujahrsfest bzw. Pessach) reduziert, an denen sie gemeinsam mit der Familie in den Tempel gingen.²¹ In einigen wenigen Familien der Befragten legten die Eltern indessen Wert auf die Einhaltung jüdischer Speisevorschriften und Traditionen. Aus den Erzählungen wird aber auch eine Brüchigkeit deutlich, die darin besteht, dass diese Vorschriften nicht (immer) streng – und außerhalb des eigenen (elterlichen) Haushalts oftmals gar nicht – eingehalten wurden. Else Leichter, die in der Leopoldstadt aufwuchs, berichtete in diesem Zusammenhang über einen „Mangel an Konsistenz“: „Meine Eltern waren nicht fromme Juden, aber – sie haben – meine Mutter hat den Freitagabend zum Beispiel gehalten bis zum Krieg. Und das war also – am Freitagabend war das feierliche Nachtmahl. Und [sie hat] nie Schweinefleisch gegessen [...], aber den Kindern hat sie am Papier Schinken gegeben. So sind wir mit Schinken aufgewachsen, good for you, so hat sie gesagt, das ist gesund.“²²

Auch der Schriftsteller Bryan Sterling erinnerte sich an ähnlich ambivalentes Verhalten im Umgang mit den Speisevorschriften, insbesondere außerhalb des eigenen Haushaltes: „Meine Mutter hat versucht ein koscheres Haus zu führen. Mein Vater hat versucht, es unmöglich zu machen, weil er z.B. manchmal Speck mit nach Hause gebracht hat, und – bei der wildest imagination – Speck kann nie koscher gemacht werden, ist unmöglich. Aber er durfte es nicht auf einen Teller geben, er hat es auf dem Papier mit dem er es nach Hause gebracht hat, wurde es – und ich hab's geliebt. Und außerhalb des Hauses – auch meine Mutter hat alles gegessen, was immer, ob es koscher war oder nicht, machte gar keinen Unterschied. Soweit ich mich erinnern kann, haben wir nie in einem koscheren Restaurant gegessen.“²³

Der Künstler Leo Glückselig, der mit Bruder Fritz und Schwester Lisl in einem orthodoxen Elternhaus im II. Wiener Bezirk aufwuchs, erzählte von ähnlichen Erlebnissen, aber auch davon, dass die Eltern trotz ihrer eigenen ausgeprägten Religiosität

21 Nahezu alle männlichen Gesprächspartner berichteten, eine Bar Mizwa gefeiert zu haben, aber nur zwei Personen bezeichneten sich als religiös.

22 Interview Else Leichter (geb. 1905 in Wien, verst. 1997 in New York), 19. März 1996, VK 27. Alle angeführten Kassetten befinden sich Videoarchiv der Abteilung Zeitgeschichte der Universität Graz.

23 Interview Bryan Sterling (geb. 1922 in Wien als Bruno Zwerling), 13. März 1996, VK 25.

mit ihren Kinder in dieser Hinsicht einen liberalen Umgang pflegten: „Ich wurde religiös erzogen, aber meine Eltern übten keinen Zwang aus. Man lebte seinen Glauben einfach, es gab einen gewissen Lebensrhythmus, der von der Religion bestimmt wurde. Ich war jüdisch, also lebte ich auf diese Weise. So wie Katholiken eben in die Kirche gingen.“²⁴ Über den Umgang der Eltern mit jugendlichen Protesthaltungen bzw. mit der Nichteinhaltung religiöser Vorschriften erzählte er folgendes: „Bei unserem Vater, na, da war es nicht so wie in anderen Familien, wo, wenn die Väter drauf gekommen sind, dass die Kinder nicht mehr kosher essen draußen usw., wo es zu Riesenstreitigkeiten kam. Denn es gab noch einen Brauch, einen mittelalterlichen, wenn ein Sohn etwas macht, z.B. am Schabbat raucht, oder, Gott behüte, ein christliches Mädchen heiratet, dann ist der Sohn verloren. Die sitzen Trauer. Habt ihr das gewusst, die sitzen dieselbe Trauer, wie wenn er gestorben wäre! Also, das hat es bei uns nicht gegeben, und die Eltern haben das in der charmantesten Weise übersehen, solange wir nicht am Samstag zu Hause geraucht haben, usw., das haben wir selbst gewusst, dass das ein schlechtes Benehmen ist.“²⁵

Im Wiener Zuhause von Ruth Rogers Altman im XIII. Wiener Bezirk wurde sowohl Chanukka als auch Weihnachten begangen; im Gespräch führte sie aus, sie hätten immer beides gefeiert, das wäre kein Unterschied gewesen.²⁶ Viele jüdische Haushalte übernahmen seit dem 19. Jahrhundert kulturelle nichtjüdische Symbole (wie den Weihnachtsbaum und das Weihnachtsfest). In der Übernahme per se kann noch kein Assimilationsschritt gesehen werden, denn „nach dem Kulturtransfermodell muss [...] davon ausgegangen werden, dass der Weihnachtsbaum bei den Juden nicht jene Bedeutung hatte, die Christen in ihm sahen, wodurch er auch nicht als Assimilations- und Akkulturationsignum aufgefasst werden darf. Er wird bei den Juden als ein Merkmal der Verbürgerlichung o. Ä. gegolten haben, aber sicherlich nicht als Requisite zur Feier der Geburt Jesu.“²⁷ In der Familie von Else Leichter gab es dazu eine ganz andere Haltung, die ihre persönliche Entwicklung stark prägte. Ihre Mutter, die aus Galizien stammte und erst durch die Heirat nach Wien gekommen war, zog nach der Geburt ihrer Tochter Else ganz bewusst „zu ihren Leuten“²⁸ in die Leopoldstadt, also in jenen Wiener Wohnbezirk, der sich durch eine große aus Osteuropa stammende jüdische (orthodoxe) Bewohnerschaft auszeichnete. Ihre Mutter

24 Daniela Ellmayer, Albert Lichtblau (Hg.), Leo Glückselig, Gottlob kein Held und Heiliger! Ein Wiener „Jew-boy“ in New York (Wien 1999) 57.

25 Interview Leo Glückselig (geb. 1914 in Wien, gest. 2003 in New York), 23. März 1996, VK 31.

26 Interview Ruth Rogers Altman (geb. 1917 in Wien), 28. Februar 1996, VK 18.

27 Klaus Hödl, Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert (Schriften des Centrums für Jüdische Studien 9, Innsbruck 2006) 33.

28 Interview Else Leichter, VK 27.

war sich – wie es Else Leichter im Interview ausdrückte – ihrer Fremdheit in Wien bzw. ihrer Fremdheit gegenüber den eingessenen Wiener Juden und Jüdinnen stark bewusst. Ihre Werthaltung gab sie ihrer Tochter beispielsweise bei einem Gespräch über den Weihnachtsbaum zu verstehen: „[Ich] bin dann natürlich weinend nach Hause gekommen, über den Christbaum, es hat keinen Christbaum bei uns gegeben. Das hat sich bei mir bis in die nächste Familie Leichter hineingezogen, die Christbäume gehabt haben, und wir haben keine Christbäume gehabt. Das ist geblieben irgendwie, und meine Mutter hat das aber sehr gut gemacht. Ich hab’ gesagt, wieso haben wir keinen Christbaum, so schön! Da hat sie gesagt: Wir sind Juden, Juden haben keinen Christbaum, Juden haben Chanukka, und das hat sie auch gefeiert, sehr matter of fact, hat keinen fuss gemacht. Und das war wichtig, weil das hat mich dann in meiner Adoleszenz bereits genug beeinflusst, so dass, wenn Leute zu mir gesagt haben, sie sind eine Jüdin, sie schauen aber nicht so aus, hab’ ich gesagt: Ja, ich bin eine Jüdin und zwar eine polnische!“²⁹

In einigen dieser Gespräche wurde auch die Trennlinie, die es zwischen den Wiener Juden und den als fremd und rückständig wahrgenommenen Ostjuden gab, deutlich. Für viele Wiener Juden verlief „die wesentliche kulturelle Scheidelinie, die auch das Gefühl ihrer Zugehörigkeit stark bestimmte, nicht entlang einer Unterscheidung zwischen Juden und Nichtjuden, sondern sie orientierte sich an der Vertrautheit mit gesellschaftskonstituierenden symbolischen Formen. Eine Abgrenzung wurde dadurch eher gegenüber osteuropäischen Juden als den ihrer eigenen alltagskulturellen Sphäre zugehörigen Nichtjuden vorgenommen.“³⁰ Eine Aussage von Harry Asher darüber, wie sich seine aus der Tschechoslowakei stammende Familie gegenüber den jüdischen ZuwanderInnen aus Osteuropa in Wien verhielt, unterstreicht diese Haltung: „In Wien, die ganzen eingewanderten Polnischen, sorry I am genauso prejudiced, die polnischen Juden haben ja das ganze Bild verändert. In meiner Familie wurde auf das Strengste aufgepasst, dass keine jüdischen Worte gebraucht werden, Nebbich war das einzige, sonst wäre die Gefahr gewesen, dass man alte eingessene Familien mit den bärtigen Juden vermischt, und die Feindschaft war so strong, wie von jedem Antisemiten.“³¹

29 Ebd.

30 Hödl, Wiener Juden – jüdische Wiener, 87. Das Zugehörigkeitsgefühl des jungen Bryan Sterling orientierte an den kulturellen Gegebenheiten, mit denen er in Wien aufwuchs, und nicht daran, dass er jüdischer Abstammung war: „Nein, nein, ich hab mich ganz, ganz als Mitglied des generellen Publikums gefühlt. Oh, ich hab mich nicht gefühlt, oh, ich bin ein Jude, deshalb gehör ich nicht dazu. Ich hab’ jedenfalls nie gefühlt, dass ich nicht in Österreich zu Hause bin, das war meine Heimat, ich war sehr stolz darauf, in Ländermatches im Fußball zum Beispiel, das wär’ ein Trauertag gewesen, wenn wir nicht gewonnen hätten, hab’ mich nicht gefühlt, ich bin ein Jude und deshalb gehöre ich nicht dazu.“

31 Interview Harry Asher (geb. 1907 in Wien, verst. 1997 in New York), 20. März 1996, VK 30.

Auch wenn ein großer Teil der GesprächspartnerInnen ausführte, persönlich vor dem „Anschluss“ wenige bzw. gar keine Erfahrungen mit antisemitischen Übergriffen im Alltagsleben gemacht zu haben, betonten viele der GesprächspartnerInnen zugleich, den in Wien vorherrschenden latenten Antisemitismus durchaus wahrgenommen zu haben: „Antisemitismus war immer schon ein Teil von Wien, aber man hat ihn nicht so ernst genommen, man hat Witze darüber gemacht.“³² Einige der GesprächspartnerInnen berichteten allerdings über konkrete persönliche Erlebnisse v.a. aus der Schulzeit. Dabei handelte es sich um verbale antisemitische Übergriffe, aber auch um körperliche Attacken von MitschülerInnen und in manchen Fällen von Lehrern. „Antisemitismus – ja, das hat folgendermaßen ausgesehen: Wir mussten in der Pause beim Gang auf und ab gehen, und da bin ich am Gang gegangen und da kam ein vollkommen fremder Schüler aus einer anderen Klasse und hat mir eine Watschen gegeben, ins Gesicht, und hat Saujud gesagt.“³³ Und auch Joseph Eisinger erinnerte sich im Gespräch an eine ähnliche Erfahrung aus der Volksschulzeit: „Ich kann mich nur an einen Zwischenfall erinnern, wo mich jemand einen Saujud genannt hat, da hab’ ich ihm eine runtergehauen, und das war ein großer Krawall dann in der Schule. Es war noch in der Volksschule, und ich wusste nicht, warum das so ernst genommen wird eigentlich. Er hat sich beklagt in der Schule, und dann mussten meine Eltern in die Schule kommen, große Entschuldigung überall, aber im Allgemeinen war ich nicht besonders davon berührt.“³⁴

Else Leichter erzählte uns auch von verbalen Übergriffen. Sie war in Wien auf der Straße mehrfach als „polnische Jüdin“ beschimpft worden, und einige der älteren InterviewpartnerInnen, die bereits vor 1938 in Wien studierten, beschrieben das an der Universität vorherrschende antisemitische Klima. Auch wenn sie selbst keine antisemitisch motivierten Gewaltübergriffe an der Universität erlebten, wie sie Lichtblau in seiner Auswertung über das Wiener Anatomische Institut schildert,³⁵ so erfuhren sie freilich Demütigungen und Behinderungen in ihrem beruflichen Fortkommen, weil sie Juden waren.³⁶

Für den jüdischen Mittelstand besaß Bildung hohen Wert, und beinahe alle Befragten, Männer wie Frauen, besuchten ein Gymnasium; nur einer der Teilnehmer

32 Interview Josef Eisinger (geb. 1924 in Wien), 16. Februar 1996, VK 25; vgl. dazu auch Beller, *Wien und die Juden 1867–1938*, 206–225.

33 Interview Paul Roth (geb. 1918 in Wien), 18. März 1996, VK 27.

34 Interview Joseph Eisinger.

35 Vgl. Lichtblau, *Erfahrungen, Erinnerungen, Bewertungen*, 8–9.

36 Interview John White (geb. 1910 in Wien als Hans Schwarzkopf, verst. 2001 in New York), 26. Februar 1996, VK 17. Er führte dazu aus eigener Erfahrung aus: „Und damals war schon ein ziemlich antisemitischer Kurs an der Wiener Uni, man hat Juden einfach nicht mehr angestellt, man hat sie nicht verfolgt, aber angestellt wurden sie nicht.“

absolvierte eine Realschule. Wie aus statistischen Aufzeichnungen hervorgeht, war der Anteil von JüdInnen unter den MittelschülerInnen in der Habsburgermonarchie traditionell sehr hoch.³⁷ Vier der sieben Frauen aus der Gruppe besuchten die nach reformpädagogischen Grundsätzen ausgerichtete Schwarzwaldschule, die 1911 als erstes Realgymnasium für Mädchen in Wien eröffnet worden war und 1938 zwangsweise von den Nationalsozialisten aufgelöst wurde. Die Schwarzwaldschule wurde nur als Privatschule geführt und zog, v.a. wegen des damit verbundenen Schulgeldes, „aber auch der Orientierung an bürgerlichen Werten wegen, vor allem Mädchen aus dem wohlhabenden, vornehmlich jüdischen Bürgertum“³⁸ an. Die anderen Frauen aus der Gruppe besuchten das Gymnasium in Hietzing und im VIII. Wiener Gemeindebezirk, eine Gesprächspartnerin maturierte im humanistischen Mädchengymnasium in der Rahlgasse, das 1892 eröffnet worden war.³⁹ In die jüdische Zwi Perez Chajes Mittelschule, die als moderne Schule mit zionistischem Hintergrund galt und in der auch Hebräisch gelehrt wurde,⁴⁰ trat aus der Gruppe nur einer der männlichen Teilnehmer über, obwohl mehrere GesprächspartnerInnen angaben, eine jüdische Volksschule besucht zu haben. Der Mittelschulbesuch der männlichen Gesprächspartner verteilte sich insbesondere auf zwei Wiener Gymnasien, das war zum einen das Wasagymnasium (vormals Maximiliangymnasium) im neunten Bezirk und zum anderen das Realgymnasium Stubenbastei in der Inneren Stadt. Diese Aufteilung korreliert mit Bellers Untersuchung über die Verteilung der jüdischen MittelschülerInnen in Wien, denn die „jüdischen Schüler konzentrierten sich in den Schulen der ‚liberalen‘ Bezirke, des ersten, des zweiten und des neunten Bezirks.“⁴¹

Nach Beendigung der Mittelschulausbildung begann rund die Hälfte der Befragten ein Studium an der Universität Wien, an der Technischen Hochschule bzw. an

37 Vgl. Beller, *Wien und die Juden 1867–1938*, 62.

38 Erik Adam, *Eugenie Schwarzwald und die Reformpädagogik. Eine Skizze über eine bislang übergangene Pionierleistung in der Geschichte des österreichischen Bildungswesens*. In: Robert Streibel (Hg.), *Eugenie Schwarzwald und ihr Kreis* (Wien 1996) 52. Die pädagogischen Ansätze von Schwarzwald beruhten u.a. auf der Förderung der individuellen Kreativität und der Möglichkeit zur freien Entfaltung eines jeden Kindes. Mit ihren methodischen Ansätzen beeinflusste sie auch die Schulreform Otto Glöckls im Roten Wien.

39 Mädchen aus Wiener jüdischen Familien erhielten, auch wenn eine spätere Berufstätigkeit nicht intendiert war, durchwegs eine am klassischen Bildungsideal angelehnte höhere Schulbildung. Dies kann auch an der Zahl der jüdischen Gymnasiastinnen abgelesen werden, denn beispielsweise waren rund 43% der Schülerinnen in der Rahlgasse und zwei Drittel der Schülerinnen in der Schwarzwaldschule (bis 1938) jüdisch; vgl. Weinzierl, *The Jewish Middle Class in Vienna in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century*, 12–13.

40 Vgl. *Erinnerungen über das Chajes-Gymnasium* bei: Leo Glückselig, Gottlob kein Held und Heiliger! 71–78.

41 Beller, *Wien und die Juden 1867–1938*, 63.

der Kunstgewerbeschule; als Studienrichtungen wurden mehrmals Medizin (darunter zwei Frauen), Germanistik und Romanistik, Kunstgeschichte, Chemie, Elektrotechnik, Design und Architektur genannt. Die Älteren unter den GesprächspartnerInnen konnten ihre universitären Studien erfolgreich beenden, hingegen wurden jene, die im März 1938 noch inskribiert waren (vier Personen), nach der Machtübernahme der Universitäten verwiesen. Vielen jüdischen Studierenden erging es damals wie dem Medizinstudenten Kurt Elias, der berichtete: „Der Hitler ist gekommen und ich musste meine Freunde in das Anatomische Institut hineinschicken um das Sezierzeug, denn ich durfte nicht mehr hinein“,⁴² oder wie Leo Glückselig, der sein fast fertiges Architekturstudium an der Kunstgewerbeschule nicht mehr abschließen durfte.

Beim Einmarsch deutscher Truppen in Österreich 1938 waren drei von den Befragten noch SchülerInnen; sie wurden ihrer Schulen verwiesen, zwei von ihnen konnten das betreffende Schuljahr im Sperlgynasium noch abschließen.

Gut die Hälfte der InterviewpartnerInnen (13 Personen) war vor schon vor dem „Anschluss“ in Österreich berufstätig gewesen: Ärzte, Jugendfürsorgerin, Lehrer, Grafiker, Buchhändlerin, Lektorin und Übersetzerin, Photograph, gleich mehrere Personen waren in kaufmännischen Berufen tätig. Zum Zeitpunkt ihrer Vertreibung aus Wien im Jahr 1938 bzw. 1939 waren die GesprächspartnerInnen im Alter zwischen 15 und 40 Jahren.

ERINNERUNGEN AN DIE FLUCHT AUS WIEN UND DIE AUSWIRKUNGEN DES ZWEITEN WELTKRIEGS

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 11. März 1938 „begann für die jüdische Bevölkerung Österreichs, von den meisten unerwartet, eine Verfolgungswelle unvorstellbaren Ausmaßes“.⁴³ Gesetze, Verordnungen und Durchführungsbestimmungen gaben der nationalsozialistischen Entrechtungs-, Beraubungs-, Vertreibungs- und Vernichtungspolitik, der die österreichische Bevölkerung kaum Widerstand entgegensetzte, einen scheinlegalen Rahmen.⁴⁴ Nach den „Nürnberger Rassegesetzen“, die im Mai 1938 in der „Ostmark“ übernommen wurden, galten 206.000 Personen als Juden,⁴⁵ wovon der überwiegende Teil, nämlich 92 %, in Wien

42 Interview Kurt Elias (geb. 1918 in Wien), 15. Februar 1996, VK 8.

43 Albert Lichtblau, Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich (Österreichische Geschichte 15, Wien 2006) 519.

44 Ebda, 522f.

45 Siehe Jonny Moser, Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945 (Schriftenreihe

beheimatet war.⁴⁶ In den Erinnerungen der Befragten werden die damals durchlebten Empfindungen und die Ohnmacht, der sie ausgesetzt waren, deutlich spürbar. Richard Wellish, zu diesem Zeitpunkt 17 Jahre alt, erinnerte sich an die in Wien vorherrschende Stimmung folgendermaßen: „I remember the smell of the air, it was early spring, it was wonderful, the juices were flowing, and who could resist the savior, the savior who would throw you in the mud, within less than ten years, you were down and out. Unbelievable the atmosphere [...] to be there at one of the warmest days after a bitter winter and to speak, open all the pores and let the sunshine in, not realizing, that the sunshine was poisoned.“⁴⁷ Eine ähnliche Empfindung – das Erwachen der Natur im Frühling 1938 versus den Zusammenbruch des eigenen jungen Lebens – hatte auch Kurt Elias: „Der Dreizehnte war ein unverschämter schöner Tag, und ich bin in Wien spazieren gegangen und bin zum Heldenplatz gekommen, und der Flieder war in voller Blüte, und mein erster Gedanke war: Wut, wie kann der Flieder blühen, wenn mein Leben zusammenfällt, das ist eine Unverschämtheit.“⁴⁸

Auch in der 1966 erschienenen Autobiografie des Schriftstellers Carl Zuckmayer findet sich eine analoge Beschreibung über das unheilvolle Frühjahr 1938: „Das Wetter in dieser Zeit war ebenso ungewöhnlich. Wochenlang fiel weder Schnee noch Regen, der Himmel strahlte tagaus, tagein, man konnte mitten im Winter auf der nackten Grasnarbe in der Sonne liegen, und die Sonne brannte sommerlich in diesem unheilvollen März, so dass alle Vegetation, Obst, Wein, Fliedergesträuch, um Wochen verfrüht zu knospen und blühen begann.“⁴⁹ Laut den Aufzeichnungen der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik herrschte im Frühjahr 1938 tatsächlich eine außergewöhnliche Schönwetterlage vor: „Es lag seit dem 15. Februar kein Schnee in Wien und mit Ausnahme des 12., 13. und 14. März war es auch für die Jahreszeit wesentlich zu warm. Zumeist war es auch sehr lange sonnig und Regen gab es nur Anfang und Ende März.“⁵⁰ Der Fotograf Edmund Engelmann formulierte im Interview seine Erinnerung an das Gefühl der Ohnmacht, mit dem die jüdische Bevölkerung in Wien nach der Machtübernahme beständig konfrontiert war: „Es war das Gefühl, dass sie vollständig ohne Recht sind, dass jeder mit ihnen etwas machen kann, das

des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes zur Geschichte der NS-Gewaltverbrechen 5, Wien 1999) 17.

46 Ebda, S. 7.

47 Interview mit Richard Wellish (geb. 1921 in Oderberg, Tschechoslowakei, verst. 2001 in New York), Bridgehampton, NY, VK 26.

48 Interview Kurt Elias.

49 Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft* (Wien 1966) 65.

50 Ich bedanke mich an dieser Stelle herzlich bei Herrn Dr. Ernest Rudel, Leiter der Abteilung für Wetter und Klimainformation, Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik (ZAMG) für die freundliche Auskunft zur Wetterlage in Wien 1938 vom 29. November 2007.

ist etwas, das man nicht beschreiben kann. Man hat das ganze Leben als ordentlicher Mensch verbracht, mit Werten, mit idealen Werten und auf einmal ist jeder Mensch dein Feind. [...] Ich erinnere mich an die Geschichte, dass in jedem Sommer, wenn nicht viel passiert ist, gab es einen Artikel in der Zeitung unter dem Titel: 's goldene Wienerherz. Tauben, die oben am Dach mit ihren Füßen irgendwie geklammt waren, da ist die Feuerwehr gekommen und hat die Leiter hinaufgeschickt, und da ist der Feuerwehrmann hinaufgegangen und hat die Taube befreit, 's goldene Wienerherz, 's goldene Herz hat Tausende gepeinigt, bestohlen.“⁵¹

Durch den im März 1938 einsetzenden NS-Terror wurde den GesprächspartnerInnen jäh bewusst, dass sie Wien bzw. Österreich so rasch wie möglich verlassen mussten, obwohl in manchen Familien v.a. ältere Familienmitglieder meinten, ihnen würde schon nichts zustoßen, sie lebten ja schon immer hier bzw. wären sie schon alt. Der Kunsttherapeutin und Malerin Edith Kramer war allerdings völlig klar, „man muss schauen, dass man weg kommt“,⁵² und so dachte man auch in der Familie von Joseph Eisinger: „Man hat sofort daran gedacht, wie konnte man das überleben. Also am Anfang wusste man nicht, dass erst jede Möglichkeit, Geld zu verdienen, verschwinden würde, und von einem Holocaust, also dem Umbringen von Menschen, weil sie jüdischer Religion waren, hat man überhaupt nicht gedacht. Noch zwei, drei Jahre später war das eigentlich kaum glaubhaft, aber man hat an Auswanderung gedacht, an Emigration, und da hat man eben viele dieser Umschulungskurse aufgenommen. [...] Das war keine bezahlte Lehrstelle in Wien, das hieß Umschulung zu der Zeit, man musste an Auswanderung denken, weil man keine Hoffnung sah, für ein Bleiben in Wien, und man machte, was man für nützlichen Beruf ansah, versuchte es zu lernen. Vater hat Uhrmacherei gelernt, und ich hab mit einem Elektriker gearbeitet, aber es war nicht besonders nützlich.“⁵³

Zwischen August 1938 und Oktober 1941 organisierte die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“, unter der Leitung von Adolf Eichmann, im Palais Rothschild in der Prinz-Eugenstraße in erzwungener Zusammenarbeit mit der Israelitischen Kultusgemeinde Wien die systematische Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus Österreich.⁵⁴

51 Interview Edmund Engelmann (geb. 1907 in Wien, verst. 2000 in New York), 22. März 1996.

52 Interview Edith Kramer (geb. 1916 in Wien), 13. Februar 1996, VK 6. Ihre Großmutter väterlicherseits wurde in Theresienstadt ermordet; sie konnte Wien nicht mehr rechtzeitig verlassen, da sie meinte, die Nationalsozialisten würde eine alte Frau wie sie doch in Ruhe lassen.

53 Interview mit Josef Eisinger.

54 Vgl. dazu Gabriele Anderl, Dirk Rupnow, Die Zentralstelle für jüdische Auswanderung als Beraubungsinstitution (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945, 20/1 Wien-München 2004).

In diesem Zeitraum wanderten 130.742 Juden⁵⁵ im Sinne der Nürnberger Gesetze unter Zwang aus. Die Vertreibung der Juden aus Österreich erfolgte ohne jegliche Rücksicht auf Möglichkeiten zur Auswanderung in andere Länder. Denkbare Länder waren, wie die Konferenz von Evian im Juli 1938 deutlich machte, kaum bereit, die drangsalierten Nazi-Flüchtlinge aufzunehmen. Mit dem Kriegsausbruch verringerten sich die wenigen Möglichkeiten zur Ausreise in benachbarte und andere europäische Länder, und es blieb mehr oder weniger nur die legale bzw. illegale Flucht in überseeische Gebiete. Zudem wurden Flüchtlinge, in Ländern in denen sich sicher glaubten (beispielsweise in Großbritannien oder Frankreich), bei Kriegsbeginn als „feindliche Ausländer“ interniert.⁵⁶ Für die Aufnahme von Flüchtlingen verlangten die USA als für diese Untersuchung relevantes Beispiel in der Regel ein „Affidavit“ – also eine Garantieerklärung eines amerikanischen Staatsbürgers, dass der betreffende Flüchtling dem Staat finanziell nicht zur Last fallen werde –, und die Verfügbarkeit eines Platzes innerhalb der seit den 1920er Jahren geltenden jährlichen „Quote“ für EinwanderInnen (ermittelt nach Geburtsland). Mehr als die Hälfte der verfügbaren Quoten war allerdings für ZuwanderInnen aus Großbritannien und Irland reserviert, ein Umstand, der ÖsterreicherInnen, die auf dem Gebiet der ehemaligen Monarchie geboren waren, schwer benachteiligte, da sie demnach zumeist unter die sehr ungünstige polnische Quote fielen. In Österreich entstanden dadurch jahrelange Wartezeiten, „das bedeutete für diejenigen, die nicht bis zur Fälligkeit ihrer Quotennummer Zuflucht in einem anderen Land gefunden hatten, den sicheren Tod.“⁵⁷

Von den GesprächspartnerInnen waren nur wenige in der glücklichen Lage, gleich in den ersten Monaten nach dem „Anschluss“ ein Affidavit von Verwandten aus den USA zu erhalten. Else Leichter konnte gemeinsam mit ihren beiden Schwestern noch 1938 nach New York fliehen, da ein Bruder ihrer Mutter, der um 1905 von Galizien in die USA ausgewandert war, bzw. seine Töchter sie unterstützten; seiner Schwester konnte er in diesem Moment allerdings nicht helfen, da sie in die ungünstige polnische Quote fiel. Für Susan Bronner, Tochter des Opernsängers Arthur Fleischer, die in Wien als Buchhändlerin tätig war, führte der Weg nach Amerika über mehrere Zwischenstationen. Sie floh im Herbst 1938 nach Jugoslawien, wo sie auf

55 Ebd., 355.

56 Vgl. dazu ausführlich Gabriele Anderl, *Flucht und Vertreibung 1938 bis 1945*. In: Traude Horvath, Gerda Neyer (Hg.), *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* (Wien – Köln – Weimar 1996) 235–275.

57 Ebd., 266; siehe auch Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), *Österreicher im Exil. USA 1938–1945. Eine Dokumentation, Einleitungen, Auswahl und Bearbeitung*: Peter Eppel (Wien 1995) 47–53. Einige Berufsgruppen wie Geistliche, ProfessorInnen, KünstlerInnen oder Studierende konnten als „non-quota immigrants“ in die USA einreisen, sofern sie einen festen Arbeitsplatz nachweisen konnten.

eine Einreisegenehmigung für Großbritannien wartete, und nach einem Jahr, in dem sie in Großbritannien als Kindermädchen arbeitete, erhielt sie ein Affidavit für die Einreise in die USA: „Ich hatte in dem Fall einfach mehr Glück, weil ich diese Tante, es war eine Cousine meiner Mutter, in Amerika gehabt hab'. So hab' ich gewusst, dass sie mir das Affidavit geben wird, nicht wahr. So war ich nicht so verzweifelt, wie viele Leute, [die] im Telefonbuch nachgeschaut haben, wenn jemand, sagen wir, Goldstein geheißten hat [...] hier, und Briefe geschrieben hat an alle Leute, die Goldstein heißen. Manche haben Glück gehabt, und manche haben keinen Menschen gehabt hier.“⁵⁸

Aus der Gruppe konnten neun GesprächspartnerInnen (das sind rund 40 %) mit Hilfe von Affidavits, die sie von amerikanischen Verwandten bzw. durch jüdische Hilfsorganisationen erhielten, direkt in die USA emigrieren. Der größere Teil der Gruppe gelangte hingegen über ein- bzw. mehrere Zwischenemigrationsländer in die USA. Zwischenstationen waren Jugoslawien, Italien, Großbritannien (z.T. gelangten die Interviewten über Kindertransporte dorthin), Frankreich (einige GesprächspartnerInnen wurden auch in Internierungslagern angehalten), die Tschechoslowakei, Kanada (drei Personen wurden in Großbritannien bei Kriegsbeginn als „feindliche Ausländer“ interniert und per Schiff in Internierungslager nach Kanada verbracht), die Philippinen bzw. Palästina. Laut Eintragungen in den Auswanderungslisten der Israelitischen Kultusgemeinde Wien fanden 28.615 österreichische Juden⁵⁹ zwischen März 1938 und November 1941 Aufnahme in den Vereinigten Staaten von Amerika, und bis Kriegsende konnten schätzungsweise 38.000 ÖsterreicherInnen dorthin emigrieren.⁶⁰ Die geflüchteten ÖsterreicherInnen bevorzugten urbane Ballungsräume an der West- und Ostküste der USA, und zwar ganz besonders die Städte Los Angeles, Boston, Philadelphia und New York. Eine viel geringere Zahl von Flüchtlingen ließ sich im Mittleren Westen – vor allem in Chicago – nieder, und kaum jemand siedelte sich im amerikanischen Süden an.⁶¹ Zu Beginn war das Zentrum der österreichischen Ansiedelung eindeutig die Stadt New York. Dafür sind mehrere Gründe ausschlaggebend: „Since so many of the Austrians were

58 Interview mit Susan Bronner (geboren 1916 in Hannover), 20. Februar 1996, VK 10.

59 Vgl. Österreicher im Exil. USA 1938–1945, 28. Wie Peter Eppel ausführt, beruht diese Zahl auf Angaben der IKG Wien. Andere Zahlenmaterien wie Statistiken der amerikanischen Einwanderungsbehörde sind kaum vorhanden bzw. unzuverlässig, denn die ÖsterreicherInnen wurden aufgrund der deutsch-österreichischen Quote häufig als Deutsche von den amerikanischen Behörden registriert.

60 Vgl. Moser, Demographie der jüdischen Bevölkerung Österreichs 1938–1945, 79. Die USA waren für viele ÖsterreicherInnen ein Zweitemigrationsland, nachdem sie die Flucht durch Länder geführt hatte, die ihnen entweder eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis verweigert hatten oder selbst von deutschen Truppen besetzt worden waren bzw. mit Deutschland kollaboriert hatten.

61 Vgl. Österreicher im Exil. USA 1938–1945, 41–43.

city-dwellers from Vienna, it was not surprising that a very large proportion of them settled first in New York.⁶² Ferner zog die Metropole wegen der zahlreichen dort ansässigen Hilfskomitees, dem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil und Einrichtungen wie der New School for Social Research zahlreiche Flüchtlinge, darunter eine große Anzahl von Intellektuellen, KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen, an.⁶³ Mehr als 70.000 österreichische und deutsche Vertriebene fanden zumindest für einige Jahre Unterkunft in der Metropole New York. Vor allem die Gegend Washington Heights (Manhattan) – damals auch als „Fourth Reich on the Hudson“ bezeichnet –, wurde zur zentralen Wohnregion deutschsprachiger ImmigrantInnen. Weitere Gegenden mit einer großen Zahl an deutschsprachigen EinwohnerInnen waren Riverdale (Bronx), einige Gegenden in Queens und Straßenzüge in Midtown Manhattan (zwischen 72. und 96. Straße).⁶⁴

Die Kriegereignisse ab September 1939 beeinflussten nachhaltig den Fluchtverlauf mehrerer GesprächspartnerInnen bzw. von deren Familienangehörigen. Drei junge Männer, damals 16 bzw. 17 Jahre alt, verbindet dasselbe Schicksal, das an dieser Stelle näher ausgeführt wird, da ihre Flucht in einem kanadischen Internierungscamp endete.⁶⁵ Bryan Sterling flüchtete gemeinsam mit seiner Mutter noch im Juni 1938 von Wien in die Tschechoslowakei, von wo er zwei Monate später mit einem Studentenvisum, zu dem ihm ein Onkel verhalf, nach Großbritannien weiterreiste.⁶⁶ Eric Kruh verließ seine Heimatstadt Anfang Februar 1939 mit einem Kindertransport,⁶⁷ nachdem seine Eltern für ihn ein Visum von der jüdischen Gemeinde in Leeds erwirken konnten.⁶⁸ Und auch Joseph Eisinger konnte im März 1939 mit einem Kindertrans-

62 E. Wilder Spaulding, *The quiet invaders. The story of the Austrian impact upon America* (Vienna 1968) 88.

63 Vgl. *Österreicher im Exil. USA 1938–1945*, 43.

64 Vgl. Michael Winkler, „Metropole New York“. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 20: Metropolen des Exils* (München 2002): 179.

65 Siehe zur Internierung von Juden und Kriegsgefangenen in kanadischen Lagern: Eric Koch, *Deemed suspect. A wartime blunder* (Toronto 1980).

66 Bryans Vater, der sich am Tag des „Anschlusses“ 1938 geschäftlich in der Tschechoslowakei aufhielt, kehrte gar nicht mehr nach Wien zurück, sondern begann umgehend, die Flucht seiner Familie aus Wien zu organisieren. Er bestach einen tschechischen Grenzpolizisten, damit Frau und Sohn illegal in die Tschechoslowakei einreisen konnten. Im Mai 1939 gelang auch den Eltern von Bryan Sterling die Flucht nach Großbritannien.

67 Siehe zu den Kindertransporten aus Wien: Dorit Bader Whiteman, *The Uprooted: a Hitler Legacy: voices of Those Who Escaped before the „Final Solution“*, New York 2003, 139–155.

68 Da die Eltern von Eric kein Visum für Großbritannien erhielten, verblieben sie in Wien und gingen im August 1939 illegal über die Grenze zu Verwandten nach Italien. Kurz vor Kriegsausbruch reisten sie illegal in die Schweiz weiter, wo sie für drei Jahre interniert wurden. Nach Ende des Krieges konnte er seine Eltern nach Kanada nachholen. Seine Großeltern verblieben in Wien, während der Großvater

port aus Wien fortkommen. Er erinnerte sich im Gespräch an den Abschied von den Eltern am Westbahnhof, wo Polizei und Gestapo sich äußerst grausam gegenüber den verzweifelten Eltern verhielten und von ihnen verlangten, nicht zu weinen, sondern im Gegenteil, die Eltern sollten „lustig“ dabei zuschauen wie ihre Kinder in den Zug einstiegen und mit dem Lied „Muß i denn zum Städtele hinaus“ in die Ungewissheit abfahren. Bei seiner Ankunft in London stellte sich allerdings heraus, dass niemand vor Ort vorhanden war, der eine Garantieerklärung für ihn abgegeben hatte; daraufhin schickte ihn das jüdische Hilfskomitee auf eine Farm – ohne fließendes Wasser und nur mit minimaler Stromversorgung in einem einzigen Zimmer – nach Yorkshire, wo er schwere Arbeit als Stallbursche verrichtete. Einige Zeit später kam Joseph durch Unterstützung seiner Schwester an die Küste nach Brighton, wo er in einem Hotel als Abwäscher arbeitete.⁶⁹ In diesen Interviews wurde jedoch nicht nur der unmittelbare Verlust der materiellen Existenz für die Jugendlichen spürbar, sondern vor allem die emotionelle Belastung durch das Exil – wie das Gefühl der Entwurzelung, der Einsamkeit, die Trennung von der Familie, die qualvolle Ungewissheit über deren weiteres Schicksal und auch ein gewisser Kulturschock v.a. durch die fremde Lebensart und Sprache oder durch die ungewohnte manuelle Arbeit, die einige verrichten mussten.⁷⁰

Nach Kriegsausbruch im September 1939 wurden in Großbritannien lebende Ausländer von Tribunalen hinsichtlich ihrer Loyalität und Verlässlichkeit als Nazi-Gegner überprüft und dabei ihr Flüchtlingsstatus neu festgelegt (Kategorie A: Sicherheits-

noch 1939 verstarb, wurde die Großmutter in ein Lager verschleppt und ermordet. Dasselbe Schicksal erlitten auch drei der sechs Geschwister mütterlicherseits.

69 Seine ältere Schwester reiste einige Monate früher mit einem Affidavit eines Geschäftsfreundes der Familie nach Großbritannien. Die Eltern, mit denen Joseph Eisinger im Exil noch einige Zeit brieflich Kontakt halten konnte, flohen im Herbst 1939 nach Preßburg; dort mussten sie neun Monate ausharren, bevor sie sich per Schiff mit einem illegalen Flüchtlingstransport über die Donau nach Palästina retten konnten. Vgl. zu illegalen Transporten über die Donau nach Palästina u.a. Gabriele Anderl, *Emigration und Vertreibung*, in: Erika Weinzierl, Otto D. Kulka (Hg.), *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft* (Wien, Köln, Weimar 1992) 167–337.

70 Joseph Eisinger begann in Yorkshire ein Tagebuch zu schreiben und versuchte so, dem Gefühl der Einsamkeit, der Heimatlosigkeit und dem Verlust der Muttersprache entgegen zu wirken. Für Eric Kruh waren die ersten Jahre sehr schwierig, „die Jahre in England, die Internierung, dann das Internierungslager in Kanada, zwar nicht physisch schlecht behandelt, aber war doch eingesperrt, zwei Jahre eingesperrt von 18 bis 20. Dann der Schock in Kanada war auch schwer, aber nicht mehr so wie in England, und die Sorgen um die eigene Zukunft natürlich. Alles war anders, als man es erwartet hatte, erstmals gab's auch Sprachschwierigkeiten, obwohl ich in den letzten Monaten vor der Flucht intensiv Englisch studiert habe, war das natürlich nicht genug. Und auch aus den kulturellen Unterschieden zwischen England und Wien, glücklicherweise hab ich in den ersten paar Wochen mit anderen Flüchtlingen Kontakt gefunden, das hat sehr geholfen, aber alles andere war sehr schmerzhaft.“

risiko und sofortige Internierung, B: polizeiliche Überwachung und Beschränkung der Bewegungsfreiheit, C: keine Beschränkungen und Einstufung als „Refugee from Nazi Oppression“).⁷¹ Nach dem deutschen Angriff auf Holland, Belgien und Luxemburg am 10. Mai 1940 änderte sich die Lage der Hitler-Flüchtlinge in Großbritannien drastisch, denn die britische Regierung schuf entlang der Ost- und Südküste Schutzzonen, in denen „sämtliche männlichen ‚feindlichen Ausländer‘ aller Kategorien zwischen 16 und 60 Jahren (rund 2.000)“⁷² interniert wurden. Nach der Kapitulation der Niederlande und der Niederlage Belgiens wurden die Internierungen von „feindlichen Ausländern“ auf alle Männer der Kategorie B und C und auf Frauen der Kategorie B ausgedehnt; mit Ende Juni 1940 befanden sich rund 14.000 ÖsterreicherInnen in britischen Internierungscamps. Auch die drei Jugendlichen aus Wien wurden als „enemy alien“ verhaftet und in Huyton, einem Vorort von Liverpool, wo zwischen 3.000 und 5.000 Personen angehalten und teilweise in Zelten untergebracht wurden, bzw. auf der Isle of Man interniert.⁷³ Die britische Regierung verhandelte aus „Sorge, unter den Internierten könnten sich faschistische Saboteure befinden, die den Deutschen im Falle einer Invasion nützlich wären“⁷⁴ mit Australien und Kanada um Aufnahme von Kriegsgefangenen und Zivilinternierten. Kanada erklärte sich schließlich bereit, neben Kriegsgefangenen auch 4.000 Internierte der Kategorie A aufzunehmen. Da es jedoch gar nicht so viele Internierte dieser Kategorie gab, füllten die Briten diese Quote mit Personen aus der Kategorie B und C auf. Mehr Zufall als Planung war, dass die drei jungen Wiener von den britischen Behörden in Schiffe Richtung Kanada zugeteilt wurden. Sie verließen Großbritannien am 3. Juli an Bord der Ettrick bzw. am 4. Juli 1940 an Bord der Sobieski, die rund 2.290 österreichische und deutsche Internierte über den Atlantik brachten.⁷⁵ Nach ihrer Ankunft wurden die drei auf Internierungslager in der Nähe von Sherbrooke im Süden der Provinz Quebec bzw. in der Nähe von Fredericton in New Brunswick verteilt, in denen es aufgrund der gemeinsamen Unterbringung von jüdischen Vertriebenen und deutschen Kriegsgefangenen bzw. Nazisympathisanten zu großen Spannungen und Kämpfen kam.⁷⁶

71 Vgl. ausführlich Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945. Eine Dokumentation. Bearbeitung: Wolfgang Muchitsch mit einem Geleitwort von Herbert Steiner (Wien 1992) 53–61; Reinhard Müller (Hg.), „Fluchtpunkt England“. Spuren der österreichischen Emigration in Großbritannien 1938 bis 1945. Katalog zur Ausstellung an der Universitätsbibliothek Graz (Graz 1996).

72 Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945, 55.

73 Vgl. ebd., 55–60.

74 Ebd., 55.

75 Vgl. ebd. 56.

76 Interview Joseph Eisinger. „Am Schiff selbst waren wir getrennt, aber in Kanada, die Kanadier hatten keine Ahnung, wer da kam. Im ersten Lager ist dann ein Krieg ausgebrochen zwischen den Nazis und

Schon in den britischen Internierungslagern haben Vertriebenenkomitees rasch mit der Selbstverwaltung der Lager begonnen, u.a. auch damit, Unterricht und Vorlesungen in verschiedenen Fachbereichen für die Internierten zu organisieren.⁷⁷ Schulkurse gab es auch in den kanadischen Internierungslagern, wodurch viele der jüngeren Vertriebenen die Möglichkeit hatten, ihre unterbrochene Schulausbildung fortzusetzen. So Josef Eisinger, der paradoxerweise durch die Internierung in seiner persönlichen Entwicklung gefördert wurde: „Ja, es war Krieg und Krieg ist nicht logisch. Für mich war die Internierung eigentlich eine Besserung, denn ich kam zum ersten Mal mit gleichaltrigen jungen Menschen zusammen. Viele kamen aus Schulen und das erweckte wieder ein Interesse am Schulwesen, und tatsächlich waren in diesen Lagern ausgezeichnete Schulen, wo große Lehrer und Wissenschaftler Vorlesungen hielten.“⁷⁸ Er holte im Lager die kanadische Mittelschulprüfung nach und wurde nach 15 Monaten als Student aus dem Lager in New Brunswick entlassen, da der Biochemiker Bruno Mendel, der nach der Machtübernahme Hitlers bereits 1933 aus Deutschland geflüchtet war, für ihn und einen Freund eine Garantie für die Übernahme des Lebensunterhalts ausstellte.⁷⁹ Nach dem Studium in Toronto folgte ein Doktoratsstudium in Physik am Massachusetts Institute of Technology (MIT), danach kehrte Joseph nach Kanada zurück, wohin er nach dem Krieg seine Eltern und seine Schwester nachholen konnte. Später übersiedelte er aus beruflichen Gründen in die USA und lebt seit 1956 mit seiner Familie in der Stadt New York, wo er als Biophysiker im Mount Sinai Hospital tätig war. Auch Eric Kruh holte seine Matura nach und konnte nach rund zwei Jahren das Lager verlassen, allerdings unter der Bedingung, entweder nach Großbritannien zurückzukehren oder jemanden in Kanada zu finden, der für seinen Lebensunterhalt aufkommen würde. Mit Hilfe jüdischer Organisationen wurde ein Sponsor gefunden, der es ihm ermöglichte, an der Universität in Toronto Europäische Literatur und Geschichte zu studieren, und ihm außerdem dabei behilflich war, seine Eltern nach Kriegsende nach Toronto zu holen. Seine Berufslaufbahn als Hochschul-lehrer führte ihn später an amerikanische Universitäten in Chicago und Philadelphia und schließlich an den Brooklyn Campus der Long Island University in New York.

den Flüchtlingen, und nach ein, zwei Tagen haben die Kanadier dann doch bemerkt, dass da was nicht stimmt, und dann wurde ein Stacheldraht in den zwei Hälften des Lagers angebracht, die dann die Flüchtlinge und das Militär und Nazitruppen trennten.“

77 Vgl. Österreicher im Exil. Großbritannien 1938–1945, 60.

78 Interview Eisinger.

79 Bruno und Herta Mendel, die sich in Toronto niedergelassen hatten, nahmen Joseph Eisinger und seinen Freund Walter Kohn, den späteren Nobelpreisgewinner für Chemie im Jahr 1998, bei sich auf und ermöglichten den beiden ein Studium an der University of Toronto; vgl. (5. Jänner 2008, http://nobelprize.org/nobel_prizes/chemistry/laureates/1998/kohn-autobio.html)

Bryan Sterling verblieb am längsten im Internierungslager. Um sich vom eintönigen Lagerleben abzulenken, bastelte er mit seinem Freund Marcell eine Fotokamera; die mit dieser Kamera erzeugten Fotografien aus dem Lager Sherbrooke fanden später in der Publikation „Deemed Suspect“ von Eric Koch Verwendung. Seine damalige Lage beschrieb er so: „Man musste Sachen machen, um nicht wahnsinnig zu werden, ihr eigenes Land schmeißt sie raus, sie landen in einem anderen Land, die sperren sie ein, in ein Gefangenenlager, in einem Anzug mit roten Streifen und rotem Fleck am Rücken, damit sie wissen, wo sie hinschießen sollen. Sie sind in einem Lager für anscheinend den ganzen Krieg.“ Nach 26 Monaten wurde er aus dem kanadischen Internierungslager unter der Bedingung, eine kriegswichtige Arbeit anzunehmen, entlassen. Außerdem war er verpflichtet, sich monatlich bei der Royal Mountain Police zu melden. Nach seiner Entlassung übte Bryan Sterling gleich drei verschiedene Berufe aus, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten: „Von acht bis fünf Uhr arbeitete ich in der Fabrik, so hab’ ich von halb sechs am Abend bis ungefähr elf Uhr im burlesque house gearbeitet, und dann – bin todmüde nach Haus’ gekommen und um acht Uhr hab’ ich schon wieder in der Fabrik sein müssen. Und am Sonntag hab’ ich dann im Radio gespielt, und da ich Deutsch sprechen konnte, sie können sich vorstellen, welche Teile ich bekommen hab’, ich war der Nazi.“⁸⁰ Im Jahr 1946 gelang es ihm, seine Mutter nach Kanada holen, sein Vater war unterdessen in Großbritannien verstorben. Im Jahr 1951 übersiedelte Bryan Sterling in die USA, wo er als Schriftsteller bessere Arbeitsbedingungen vorfand und als Biograf des 1935 verstorbenen Komikers und Entertainers Will Rogers landesweit bekannt wurde.

Für Leo Glückselig, der gemeinsam mit seinem Bruder Fritz Mitte Dezember 1938 von Wien nach New York flüchten konnte, brachte der Kriegseintritt der USA 1941 eine große persönliche Veränderung mit sich. Obwohl er sich als Pazifist fühlte, wollte er sich in den Kampf gegen Hitlerdeutschland einbringen und trat deshalb in die US-Army ein: „In Europa war ich ein vollherziger Pazifist, die Vorstellung, dass ich Soldat sein sollte, war mir unglaublich. Aber ich habe mich durchgerungen zu dem Gedanken, wenn du wirklich etwas machen willst, der Krieg kommt jetzt, da wird die ganze Welt kämpfen. Du wirst in New York sitzen und Karriere machen, das hat mir nicht geschmeckt.“⁸¹ Nach seiner Grundausbildung in amerikanischen Trainingscamps wurde er 1944 nach Großbritannien verlegt, kam wenig später mit seiner Kompanie nach Frankreich und erlebte das Kriegsende im Mai 1945 als GI in Deutschland.⁸²

80 Interview Bryan Sterling.

81 Interview Leo Glückselig.

82 Vgl. dazu ausführlich seine Erinnerungen an die Militärzeit in: Ellmauer, Lichtblau, Leo Glückselig, 183–233. Von den Befragten dienten noch weitere vier Personen in der amerikanischen bzw. kanadischen Armee.

Im Alltagsverhalten brachte der Kriegseintritt der USA Veränderungen für die EmigrantInnen mit sich, so hörten einige der GesprächspartnerInnen, um nicht als „Angehörige“ eines Feindstaates erkannt zu werden, damit auf, an öffentlichen Plätzen bzw. mit ihren Kindern Deutsch zu sprechen. Auch wenn mehrere GesprächspartnerInnen ihre Muttersprache an ihre Kinder weitergaben, auch etwa deutschsprachige Literatur lasen bzw. mit den EhepartnerInnen noch Deutsch sprachen, so verschwand die Sprache bei vielen der Befragten doch aus ihrem Alltag.⁸³ Gründe dafür waren, dass die Muttersprache nicht mehr Umgangssprache war, im Berufsleben Englisch gesprochen werden musste bzw. hatten einige Personen englischsprachige PartnerInnen geheiratet. In einigen Fällen handelte es sich auch um eine bewusste Abkehr, repräsentierte die Sprache doch das Land, aus dem sie vertrieben worden waren; dies berichtet die Schriftstellerin Stella Hershman im Gespräch: „Well, ich wollte nichts mehr davon wissen, wir haben versucht, nur Englisch zu sprechen zu Hause, und unsere Einstellung war nicht sehr gut, das können Sie sich vorstellen. Und mein Mann hat gesagt, er geht niemals zurück, ich geh niemals in ein Land, das mich hinausgeworfen hat.“⁸⁴

ERSTE JAHRE – INTEGRATION IM ZUFLUCHTSLAND

In den Gesprächen zeigte sich, dass die Integration in das neue Leben und in die Kultur des Zufluchtslandes USA vor allem den jüngeren unter den österreichischen Vertriebenen leicht fiel, dies brachte die Kunsttherapeutin und Malerin Edith Kramer im Interview zum Ausdruck: „Ich war zweiundzwanzig, ich war sehr jung, und da lernt man solche Sachen leichter als später im Leben, nicht. Es war – ich hab’ großes Glück gehabt – es war eigentlich ein Moment in einem jungen Menschenleben, wo es natürlich ist, wo wegzugehen und was Neues zu beginnen, nicht wahr. Es war sehr anders für Leute, die älter waren und die schon eine Position hatten, und alles neu anfangen mussten. Für Ärzte, die dann hier wieder die Prüfungen haben machen müssen, für Juristen, wo es überhaupt alles ganz anders war, aber mein Gott, mit zweiundzwanzig ist man sehr bereit für so ein Abenteuer, nicht wahr.“⁸⁵ Ältere Vertriebene litten offen-

83 Vgl. zur Sprache und Sprachverlust Österreicher im Exil. USA 1938–1945, 243–245; zur Weitergabe der deutschen Sprache von jüdischen Vertriebenen an ihre Nachkommen in New York vgl. Andrea Strutz, „... Something you can recreate without being there“. Aspekte der Erinnerung und des intergenerationellen Gedächtnisses am Beispiel aus Österreich vertriebener Jüdinnen und Juden und ihrer Nachkommen, in: Claus-Dieter Krohn et al. (Hg.), Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 24: Kindheit und Jugend im Exil – Ein Generationenthema (München 2006) 250–266.

84 Interview Stella K. Hershman (geb. 1915 in Wien), 12. Februar 1996, VK 5.

85 Interview Edith Kramer.

sichtlich häufiger und stärker unter einem Existenz- und Identitätsverlust, der durch die „gewaltsame Trennung der Flüchtlinge von Wohnsitz, Schule, Universität oder Arbeitsplatz, Verwandten, Bekannten, Freunden, der Beraubung der früheren Integration in ein soziales und kulturelles Bezugssystem“⁸⁶ hervorgerufen wurde.

Besonders augenfällig sind die Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Bewältigung des Exils, denn in der ersten Phase der Emigration übernahmen häufig Frauen die Existenzsicherung der Familie. Auch verfügten sie damals über bessere Möglichkeiten zur Erwerbsarbeit, da im Gastland in traditionellen Frauenberufen (z.B. Kinderbetreuung, Haushaltsführung, Verkauf oder Fabrikarbeit) eine große Nachfrage herrschte, während Männer in der Regel aus ihren Berufen und sozialen Einbettungen herausgerissen worden waren und in der Emigration kaum Möglichkeiten zu einem raschen adäquaten Neueinstieg vorfanden. Frauen „scheinen sich weniger als die Männer eines schlechten Englisch, ungelernter und schlecht bezahlter Dienstleistungen sowie sozialen Abstiegs geschämt zu haben, nahmen es häufig auf sich, beruflich und im Haushalt tätig zu sein, brachten es fertig, resignativen Ehemännern neben einer dem früheren Heim ähnlichen Lebensatmosphäre auch noch Mut und Zuversicht zu bieten.“⁸⁷ Die Gesprächspartnerin Susan Bronner brachte die Situation, mit der viele Ehepaare in der Emigration konfrontiert waren, im Interview auf den Punkt: „Dann hat’s Ärzte gegeben, wo die Frauen gekocht und gewaschen haben, damit, das hat geheißen PhT – put him through, bis er sein Doktorat wieder bekommen hat. Die Frauen haben es viel besser gemacht, nicht wahr. Die meisten Männer, die drüberen europäischen Männer haben ja nie etwas angerührt in der Küche, das war viel später erst. Heute, ich weiß nicht wie es drüben ist, aber alle Männer hier kochen und wechseln, ziehen, packen die Kinder und die Babys um, und führen sie aus. Männer sind genauso wie die Frauen, machen alles, aber drüben war ein Mann – man hat drüben schon gelacht, gesagt: in Amerika schieben die Männer die Kinderwagen!“⁸⁸

Wie aus den Interviews hervorgeht, sind viele der Gesprächspartnerinnen bzw. deren Mütter, die in Wien durchwegs gutbürgerliche Haushalte mit Hausangestellten geführt hatten, in New York zum ersten Mal einer Erwerbsarbeit nachgegangen, wobei das liberalere und emanzipierte New Yorker Klima nicht selten bessere Chancen zu einer eigenständigen Lebensgestaltung bereit hielt.⁸⁹ Im Fall der Schriftstellerin Stella K. Hershman traf dies zu: „Oh, ich glaube, die Frauen haben sich viel leichter eingewöhnt hier als die Männer. Die Männer auf einmal, die hatten kein Einkom-

86 Österreicher im Exil. USA 1938–1945, 243.

87 Ebd., 258.

88 Interview Susan Bronner

89 Genevieve Susemihl, „... and it became my home.“ Die Assimilation und Integration der deutsch-jüdischen Hitlerflüchtlinge in New York and Toronto (Münster 2004).

men, und Professoren waren auf einmal Dishwasher, sie haben Geschirr gewaschen oder irgendetwas, wenn sie studiert haben, die Ärzte besonders. So es war nicht sehr lustig für sie, aber die Frauen – für mich, ich hab' zum ersten Mal selbst Geld verdient hier, es war phantastisch.“⁹⁰

Die Designerin Ruth Rogers Altman, die im Mai 1938 als erstes Mitglied ihrer Familie allein von Prag nach New York flüchtete, fuhr bereits mit der Erwartung, einen Zuwachs an persönlicher Freiheit zu erleben, in das Zufluchtsland USA: „Ich hab geglaubt, dass ich etwas freier sein werde, als junge Frau. Ich war streng erzogen und durfte als Tochter eines Oberbaurats Verschiedenes nicht machen, z.B. gearbeitet bei Herzmasky oder unterrichtet hab, so hab ich gar nicht meinen Namen erwähnt, weil das tut man nicht.“⁹¹ Genevieve Susemihl beschreibt in ihrer Untersuchung über die Integration von deutsch-jüdischen Flüchtlingen in New York und Toronto jedoch auch die Schattenseiten dieses Einsatzes der Frauen, denn nicht wenige stellten in der Emigration ihre eigene Ausbildung bzw. Karriere zugunsten des Wiederaufbaus der beruflichen Existenz ihrer Ehemänner zurück; vielen dieser Frauen blieb es versagt, ihre beruflichen Wunschziele zu einem späteren Zeitpunkt zu realisieren.⁹²

ERWARTUNGEN AN EINE „WIEDERGUTMACHTUNG“ DURCH DIE ZWEITE REPUBLIK

Obwohl ein großer Teil der GesprächspartnerInnen und deren Familien von Beraubung und systematischem Vermögensentzug durch das NS-Regime betroffen war und Existenzgrundlage und Vermögen (v.a. Liegenschaften, Wohnungen, Geschäftslokale, Warenbestände, Möbel und Hausrat, Kunstgegenstände etc.) verloren hatte, nahm nur eine geringe Zahl der GesprächspartnerInnen bzw. deren Eltern die Anstrengung auf sich, einen Antrag auf „Rückstellung“ des entzogenen Vermögens einzubringen. Das jahrzehntelange Festhalten des offiziellen Österreich an der „Opferthese“, die Externalisierung der Schuld für die Verbrechen des Nationalsozialismus auf Deutschland und das Defizit des österreichischen Staats, Verantwortung für seine NS-Vergangenheit zu übernehmen und folglich für eine „Wiedergutmachtung“⁹³ auf-

90 Interview mit Stella K. Hershan.

91 Interview Ruth Rogers Altman. Sie ist die Tochter des Wiener Architekten und Oberbaurates Arnold Karplus, der u.a. im kommunalen Wohnbau der Gemeinde Wien tätig war und nach Venezuela vertrieben wurde, wo er 1948 verstarb.

92 Susemihl, „... and it became my home.“, 139–142.

93 Der in der Literatur umstrittene Begriff der „Wiedergutmachtung“ wird hier im Sinne von materieller „Wiedergutmachtung“ verwendet, ist keine Aufforderung zum Vergessen oder Vergeben der Katastrophe des NS-Terrors.

zukommen, gaben in den Gesprächen mehrmals Anlass zu zynischen Kommentaren. Die in den Nachkriegsjahren von der Republik Österreich gesetzten Maßnahmen zugunsten der NS-Opfer berücksichtigten die Ansprüche von vertriebenen und nach 1945 nicht mehr nach Österreich zurückgekehrten Juden nur unzureichend. Die getroffenen Maßnahmen lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: zum einen in jene, die vorwiegend Fürsorgecharakter aufweisen wie das Opferfürsorgegesetz, das sich an in Österreich lebende NS-Opfer mit österreichischer Staatsbürgerschaft richtete, und zum anderen in Maßnahmen zur Entschädigung von materiellen Verlusten, die die Rückstellung des während der NS-Zeit entzogenen Eigentums und Vermögens regeln (Rückstellungsgesetze).⁹⁴ Auf Druck des Auslands, der Alliierten, der Israelitischen Kultusgemeinde und des „Comitee for Jewish Claims on Austria“ konnten in zähen und langwierigen Verhandlungen Verbesserungen der Restitutionsleistungen für vertriebene bzw. für in Österreich lebende Juden erreicht werden. Allerdings erschwerte die Aufsplitterung von Ansprüchen auf zahlreiche erst bis in die 1960er Jahre erlassene Entschädigungsgesetze die Übersicht für die Betroffenen. Ferner gab die restriktive Ausgestaltung dieser Maßnahmen (kurze Antragsfristen, hoher bürokratischer Aufwand, Beweislast auf Seiten der Opfer, wechselnde Zuständigkeiten von Behörden und Institutionen etc.) als auch die Praxis der Durchführung von Restitutions- bzw. Opferfürsorgeverfahren mehrfach Anlass zur Kritik.⁹⁵ Zwei der GesprächspartnerInnen berichteten über ihre Erfahrungen mit den Rückstellungsverfahren. Die im Jahr 1915 gegründete Firma Bernhard Altmann, Erzeugung und Vertrieb von Woll- und Wirkwaren, die in der Wiener Siebenbrunnengasse 1938 zwischen 700 und 900 Personen beschäftigte, wurde am 20. April 1938 unter kommissarische Leitung gestellt, zugleich wurde das Privat- und Firmenvermögen der Familie Altmann, die unmittelbar nach dem „Anschluss“ aus Österreich geflohen war, beschlagnahmt. Nach Kriegsende wurden die Fabrikgebäude, allerdings ohne Maschinen, die von den Deutschen zu Kriegsende in die Tschechoslowakei abtransportiert worden waren, an Bernhard Altmann zurückgestellt; die endgültige Erkenntnis über die Rückstellung der Firma erging 1949. Hans Altman, Sohn des Firmengründers, erzählte im Interview, dass die

⁹⁴ Vgl. zu den gesetzlichen Maßnahmen u.a. Brigitte Bailer-Galanda, Die Entstehung der Rückstellungs- und Entschädigungsgesetzgebung. Die Republik Österreich und das in der NS-Zeit entzogene Vermögen (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögenszug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich 3, Wien, München 2003).

⁹⁵ Vgl. Franz-Stefan Meissel, Thomas Olechowski, Christoph Gnant, Untersuchungen zur Praxis der Verfahren vor den Rückstellungskommissionen (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögenszug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich 4/2, Wien/München 2004).

in Wien vorhandenen „skilled laborers“ aber das wertvollste „Gut“ waren, um wieder mit der Produktion beginnen zu können. Sein Vater war trotz der Vertreibung aus Österreich bereit, erneut in den Wiener Standort zu investieren, und agierte nach dem Motto, „forget about it, und schauen wir auf die Zukunft.“⁹⁶

Der Fotograf Edmund Engelmann erhielt in einem langwierigen Rückstellungsverfahren das von ihm im Jahr 1932 gegründete Fotogeschäft „Foto City“ zwar zurück, jedoch hinterließ der Ausgang des Rückstellungsverfahrens einen sehr bitteren Geschmack hinsichtlich der Behandlung der Vertriebenen durch die Republik Österreich, denn sein Wiener Anwalt teilte in einem Brief folgendes mit: „Herr Ingenieur, Sie werden nicht glauben was passiert ist, Sie wurden verurteilt einen bescheidenen Betrag dem Herrn Berger zu bezahlen, da er in ihrer Abwesenheit das Geschäft geführt hat. Das war die Rechtssprechung nach dem Krieg, eine Nazirechtssprechung, das ist unglaublich. [...] Ich musste – es war kein großer Betrag –, aber die Ironie, dass der Mann das alles gestohlen hat, mein Geschäft mit Geld und Ware in Besitz genommen hat, und alles verschleppt hat, dass ich ihm einen Betrag zahlen muss, dass er mein Geschäft geführt hat. Es ist total unverständlich, weil das Naziregime war vorbei, aber die Rechtssprechung und die Atmosphäre war eine Fortsetzung der Nazimethoden.“⁹⁷ In den 1950er Jahren verkaufte Edmund Engelmann die von ihm gegründete „Foto City“ an seinen österreichischen Geschäftspartner, und bis heute ist die „Foto City“ im Wiener Stadtbild an ihrem Originalstandort in der Kärntnerstraße 45 erhalten geblieben.

Mit der Erosion der „Opferthese“ nach der Waldheim-Debatte 1986 kam es zu einer Modifikation des Bekenntnisses des offiziellen Österreich zu einer Mitverantwortung für die Verbrechen des NS-Regimes,⁹⁸ und dies führte auf politischer Ebene zur Einführung lange Zeit ausstehender Maßnahmen für die jüdischen NS-Verfolgten.⁹⁹ In der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen war die Errichtung des „Nationalfonds für die Opfer des Nationalsozialismus“ (1995) der erste wirkliche Schritt von Seiten der Republik Österreich zur Anerkennung von Schuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus. Die Stellungnahme von Eric Kruh spricht für viele: „Es ist

96 Interview Hans Altman (geb. 1912 in Wien), 9. Februar 1996, VK 3.

97 Interview Edmund Engelmann.

98 Vgl. Heidemarie Uhl, Das „erste Opfer“. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 30. Jg., Heft 1 (2001) 19–34.

99 Zu diesen Maßnahmen zählen z.B. die Errichtung des „Nationalfonds der Republik Österreich für die Opfer des Nationalsozialismus“ (1995), das „Gesetz über die Rückgabe von Kunstgegenständen aus österreichischen Bundesmuseen und Sammlungen“ (1998) oder die Schaffung des „Allgemeinen Entschädigungsfonds“ (2001).

nicht so sehr das Geld als solches, aber die Tatsache – nebenbei, es ist mehr dem Brief verbunden, der die richtigen Worte findet, zum ersten Mal, zum ersten Mal! Dieses Wiedergutmachungsangebot vom Kanzleramt, findet zum ersten Mal die richtigen Worte, die österreichischen Regierungen, wenn Sie wollen, die Regierungen seit 1946, mit dieser Sache nicht ehrlich gehandelt haben. Es mangelt an Ehrlichkeit, es mangelt an Ehrlichkeit, und wenn Sie das Bitterkeit nennen wollen, dann das ist Bitterkeit, in der Beziehung, ja, fühle ich bitter. Und wenn nun das Geld kommt, sagen wir, würde ich mich gegenüber Österreich anders einstellen, da hätte ich ein anderes Gefühl, nicht wegen des Geldes, sondern wegen der Tatsache, dass sie das jetzt zugeben und etwas dazu tun, entschlossen sind. Sie sagen auch darin: Geld kann solche Sachen nie mehr wiedergutmachen, das steht auch da drin, das ist das richtige Wort.“¹⁰⁰

Allerdings war der späte Zeitpunkt und die nunmehr geringe Anzahl der noch lebenden Personen Anlass zu durchaus zynischen Kommentaren: „Das ist typisch österreichisch, oder typisch wienerisch, es wundert mich nicht. Was mich wundert ist, dass überhaupt was getan wurde. Die haben's aber billiger gekriegt, weil so viele Leute schon gestorben sind, nicht?“¹⁰¹

RÜCKKEHR UND HEIMAT

Da bis Kriegsende den GesprächspartnerInnen sowohl im persönlichen als auch im beruflichen Leben ein erfolgreicher Neuanfang glückte und sie in der Zwischenzeit auch die amerikanische bzw. kanadische Staatsbürgerschaft, die nach fünf Jahren Aufenthalt beantragt werden konnte, angenommen hatten, kam – mit einer einzigen Ausnahme – eine dauerhafte Rückkehr nach Österreich für sie nicht mehr in Frage. Einzig die Psychoanalytikerin Else Pappenheim wäre sehr gerne nach Wien zurückgegangen, aber „mein Mann wollte niemals zurück, [...] ich würde heute noch zurückgehen.“¹⁰² In diesem Zusammenhang kritisierte ein Großteil der Befragten vehement, dass von der österreichischen Regierung keine Maßnahmen gesetzt wurden, um vertriebene Juden nach 1945 wieder nach Österreich zurückzuzuholen. Bezeichnenderweise kehrten aus den USA überhaupt nur 0,2 % von rund 45.000 Vertriebenen, die zu diesem Zeitpunkt dort lebten, nach Österreich zurück; zwar war die Zahl der RückkehrerInnen aus Ländern wie Palästina bzw. Israel (4,7 %) oder Shanghai (20 %) um einiges höher, jedoch handelte es sich dabei um Länder mit schwierigen Lebens-

100 Interview mit Eric Kruh (geb. 1922 in Wien als Erich Kruh), 29. Februar 1996, VK 21.

101 Interview mit Paul Roth.

102 Interview Else Pappenheim (geb. 1911 in Salzburg), 5. Februar 1996, VK 1.

bedingungen.¹⁰³ Zudem machten große persönliche Verluste in den Familien beinahe aller GesprächspartnerInnen eine Rückkehr in jenes Land unmöglich, in dem die Mütter, Väter, Onkeln, Tanten, Großeltern oder Freunde, die sie bei ihrer Flucht in Österreich zurücklassen mussten, Opfer der Shoah geworden waren. Ferner blieben die erlittenen Demütigungen durch die rassistische NS-Verfolgung, der Hinauswurf aus der Heimat und das Gefühl der Entwurzelung noch lange wirksam. Und warum, so sagte Bryan Sterling, sollte er eine alte Wunde aufreißen, wo er doch hier ein Leben hätte, warum sollte er in ein Land zurückgehen, das ihn hinausgeworfen hätte.

Dennoch hatten fast alle InterviewpartnerInnen – wenn auch in sehr unterschiedlicher Intensität – nach 1945 wieder Kontakt mit Österreich. Vor allem ab Mitte der 1950er Jahre reisten einige Personen regelmäßig für Urlaubsaufenthalte nach Österreich; ein paar GesprächspartnerInnen pflegten auch Geschäftsbeziehungen, während andere nur noch ein einziges Mal, zumeist in höherem Lebensalter, in die ehemalige Heimatstadt zurückkehrten. Mehrere InterviewpartnerInnen schilderten diese Aufenthalte teilweise aus einer touristischen Perspektive, während andere sich auf die Suche nach den Spuren ihrer Jugend begaben. Ein anderes, mehrmals genanntes Motiv war der Wunsch, ihren EhepartnerInnen und den in Amerika geborenen Kindern jene Stadt zu zeigen, in der sie aufgewachsen waren.

Trotz der Unmöglichkeit einer Rückkehr nach Österreich blieb eine gewisse Verbundenheit mit der ehemaligen Heimat bzw. ihrer Kultur bei den GesprächspartnerInnen bestehen. In den Gesprächen mit der Generation der Vertriebenen stieß das Projektteam neben all den miterlebten traumatischen Erfahrungen und deren Nachwirkungen auf ein doch überraschend nostalgisch geprägtes Bild von Österreich, insbesondere Wiens. Oftmals wurden kulturelle Werte aus der ehemaligen Heimat, die in der Emigration weiter gepflegt wurden, wie Vorlieben für österreichische Kunst und deutschsprachige Literatur der Jahrhundertwende, oder für klassische Musik und Opern genannt. Vielfach wurde die landschaftliche Schönheit Österreichs, vor allem die Berge, hervorgehoben, oftmals waren das auch Erinnerungen an das Schilaulen, an die Sommerfrische oder an Ausflüge in den Wienerwald. Die sentimentale Beziehung zu dem Österreich ihrer Jugendjahre bildete sich in den Wohnungen auch in Form von Bildern, Kunstdrucken, Fotos, Büchern, Kaffeetassen oder österreichischen Jahreskalendern ab bzw. blieb in der Beibehaltung von bestimmten Alltagsgewohnheiten – z.B. einen starken Kaffee zu kochen – erhalten. Als ein ganz besonderer Link mit Österreich wurde mehrfach die Wiener Küche bzw. österreichische Ess-

103 Vgl. Helga Embacher, Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945 (Wien 1995), 112–117. Laut einer Umfrage standen nach dem Kriegsende nicht nur 46% der befragten ÖsterreicherInnen, sondern auch Regierungsmitglieder einer Rückkehr von Juden negativ gegenüber.

kultur genannt, ein Aspekt, der bei einigen Vertriebenen, trotz einer wiederholt ausgesprochenen Dankbarkeit für die Aufnahme in den USA, zu einem wichtigen kulturellen Unterscheidungsmerkmal gegenüber dem Einwanderungsland wurde. Joseph Eisingers Worte drücken diese Verbundenheit stellvertretend für viele aus: „Ja, so sentimentale Sachen, mir gefällt die Gegend, die Berge, ich fühl mich auf den Bergen sehr zu Haus, [...] und sogar die Sprache, ist doch Spaß die Muttersprache fließend zu hören. [...] ein gewisser Humor, also z.B. Hans Moser, so was, und wie gesagt, bestimmte Sachen, mit denen man aufgewachsen ist, Musik, Lieder, Essen besonders. Wenn wir Gäste haben, koche ich oft was Wienerisches, Schnitzel oder Palatschinken, aber Beuschel kann ich nicht kriegen.“¹⁰⁴

Auf die Frage nach der „Heimat“ erfolgten ambivalente Reaktionen. Für einen größeren Teil der GesprächspartnerInnen waren Amerika bzw. New York zur Heimat geworden, denn aufgrund der erlittenen Verletzungen konnten sie diese in Österreich nicht mehr sehen. Dazu führte Edmund Engelmann aus: „Aber ich habe keinen sense of belonging, das ist nicht meine Heimat. Man kann diese Erlebnisse nicht vergessen, [...] die helplessness, die man hat, ist ein Gefühl, das so maßlos schwer ist, das lässt sich nicht beschreiben.“¹⁰⁵ Andere GesprächspartnerInnen unterschieden zwischen „Heimat“ und „Home“, wie beispielsweise Else Pappenheim, die meinte, New York sei ihr zu Hause, aber emotional gehöre sie nicht dorthin. Ein paar InterviewpartnerInnen verspürten eine gewisse Heimatlosigkeit, da sie weder Österreich noch die Vereinigten Staaten als ihre Heimat bezeichnen konnten; einige schränkten allerdings ein, dass Österreich bzw. Wien ihre kulturelle Heimat wäre. Für wenigstens zwei InterviewpartnerInnen, und diese Personen gehörten zu den Ältesten unter den Befragten, blieb Österreich bzw. Wien trotz der erlittenen Vertreibung ihre Heimat. So antwortete der Grafiker Robert Haas auf die Frage, was Heimat sei: „Österreich – eine wahre Heimat, wo ich geboren bin. Meine ganze Erziehung hab ich aus Österreich. Hier hab ich ja nix dazu gelernt.“¹⁰⁶ Und Leo Glückselig, der seine Rückkehr nach Wien fast 40 Jahre hinausgezögert hatte, beschrieb im Gespräch jene Gefühlslage zur Heimat, die wohl viele weitere Vertriebene mit ihm teilen: „An einem bestimmten Tag bin ich bei der Oper [in Wien] gestanden und hab gesagt, so Leo es ist Zeit, geh' zurück. Da war ein Zurück da, da hab' ich auch genau gewusst, wie ich stehe: ich war ein Exilmensch. Amerika war mein Zuhause, aber nicht mein Land. Ich schau's noch immer an, und Österreich war einmal Heimat, aber kann keine Heimat mehr sein. Außer in den Bergen, da oben hab ich's gefunden, aber sonst? Ich glaube nicht, dass

104 Interview mit Josef Eisinger.

105 Interview mit Edmund Engelmann.

106 Interview Robert Haas (geb. 1898 in Wien, verst. 1997 in New York), 18. Februar 1996, VK 15.

ich glücklich wäre heute in Wien; besuchen ja, jetzt schau ich's ganz ruhig an und genieß es, aber leben könnt' ich dort nicht mehr.“¹⁰⁷

Etlche der in diesem Artikel dargestellten Erinnerungen und Erfahrungen von jüdischen Vertriebenen, die im Rahmen des Projektes *Emigration. Austria – New York* erhoben wurden, fanden in der ursprünglich nur medial geplanten Umsetzung des Forschungsergebnisses, der Videodokumentation *continental divide. geteilte leben* keinen Eingang. Für den Film konnte nur ein geringer Teil der Bild- und Tonmaterialien verarbeitet werden. Demgemäß stellte die Auswahl relevanter Passagen, die sowohl Divergenz in den Erfahrungen und Erinnerungen, aber auch Muster der individuellen Bewertung und Verarbeitung des Erlebten transportieren, eine große Herausforderung dar. Neben der Möglichkeit, Interviews auf audiovisueller Ebene festzuhalten und als biografische Quelle in Bild und Ton für weitere Forschungen zu sichern, birgt Video bzw. Film die Chance, als ein Medium für die Vermittlung von zeitgeschichtlichen Inhalten über den wissenschaftlichen Raum hinaus an eine größere Öffentlichkeit zu fungieren. Das ist ein weiteres Argument für einen verstärkten Einsatz der Video History in der historischen Forschung.¹⁰⁸ Der genannte Film wurde mehrfach in der Öffentlichkeit präsentiert und fand beim Publikum Anklang, auch deshalb, weil der Film auf der „emotionalen Ebene ankam“.¹⁰⁹ Darüber hinaus boten die Präsentationen, v.a. bei wissenschaftlichen Veranstaltungen wertvolle Anregungen für weitere Diskussionen über den Einsatz von audiovisuellen Medien in der Geschichts- bzw. Kulturwissenschaft.

107 Interview Leo Glückselig.

108 Gerhard Botz, Gerald Sprengnagel, Zeitgeschichte als Multimedia-Geschichte und Hi-Tech-History – Allgemeine Überlegungen zur Implementierung an österreichischen Universitäten, in: Zeitschrift für Hochschuldidaktik 1–2/1996, o. S. (13. Jänner 2007, http://www.oeghd.at/zeitschrift/1996h1–1/16_art.html).

109 Vgl. Albert Lichtblau, Möglichkeiten und Grenzen eine „No-Budget-Video-History-Projektes“ am Beispiel des Films „Wer ist Michael Gielen?“. In: Ingrid Bauer et al. (Hg.), Kunst – Kommunikation – Macht. Sechster Österreichischer Zeitgeschichtetag 2003 (Innsbruck et al. 2004) 427.

